

der Verpflichtung zu gewissen Dienstleistungen besonders bestimmte Naturalabgaben an die Gutsherrschaft auf, welche letztere wiederum den Riten zu schützen und namentlich vor Gericht zu vertreten hatte. Zu diesen beiden Klassen der Unfreien, welche nach und nach zu einer einzigen verschmolzen, kam nun noch ein drittes Verhältniß der Abhängigkeit und Freiheitsbeschränkung, nämlich die sogenannte Ministerialität hinzu. Ministerialen oder Dienstmannen hießen ursprünglich die zur persönlichen Dienstleistung bei den geistlichen und weltlichen Großen berufenen Personen. Auch die Freiheit dieser war anfänglich eine geminderte; doch stieg mit ihrer Verwendung zu Kriegs- und Hofdiensten auch ihr Ansehen, sodaß sie bald den eigentlichen Lehnsmanen oder Vasallen der Großen gleichgeachtet wurden. Mit der Zeit trat für sie ein besonderes Recht der ritterlichen Dienstleute (ius ministeriale) ins Leben, und so entwickelte sich aus ihnen der Ritterstand. Schon zu Anfang des 13. Jahrh. aber war das Bewußtsein von der ursprünglichen Unfreiheit dieser Standesgenossen so sehr geschwunden, daß man bereits anfang, die Ministerialen dem niedern Adel beizuzählen. Und so findet sich denn seit dem 13. Jahrh., namentlich in den sogenannten mittelalterlichen Rechtsbüchern, nur noch eine Klasse von Unfreien, welche eigene Leute (Dienstleute, Hörige, scaramanni, scararii, Kurmedige, Wachsinsige, Köter, Kossäten, Sonnenfinder, auch wol Lassen, Laten, Erbunterthänige) genannt wurden. Der Zustand dieser Unfreiheit hieß Eigenschaft, wofür dann später der Ausdruck Leibeigenschaft aufkam, obgleich sich dieses Verhältniß wesentlich als eine Gutshörigkeit charakterisirte. Die Leibeigenen erscheinen nämlich als die Hintersassen ihres Gutsherrn, werden auch als solche bezeichnet und standen wie das Gut selbst, zu welchem sie gehörten, in der Gewere (d. i. im Besitze) des Gutsherrn, welcher den ihm eigenen Mann mittels gerichtlicher Klage (sogenanntes Besatzungsrecht) in Anspruch nehmen konnte. Das Abhängigkeitsverhältniß der Hörigen zeigte sich aber auch namentlich darin, daß der Herr, wenn schon nicht, wie ehemals, den ganzen Nachlaß des Leibeigenen, so doch einen gewissen Theil desselben, namentlich die besten Viehstücke u. dgl. (Vesthaupt, Mortuarium, Sterbfall, Buttheil), für sich beanspruchen konnte. Ferner mußten unfreie Frauenspersonen bei ihrer Verheirathung eine gewisse Abgabe (Bumede, Bauzins, Nagelgeld, Schürzenzins, maritagium) entrichten, und der Leibeigene bedurfte zu seiner Verheirathung der Erlaubniß des Gutsherrn. Außerdem war es aber eine ganze Reihe von Zinsen und Abgaben, welche die Leibeigenen von den Höfen, die ihnen der Gutsherr regelmäßig in eine Art Erbpacht gegeben hatte, entrichten mußten. Namentlich waren Zehnten, Gülten und Grundzinsen abzugeben, außerdem Herdgelde, Gartenhühner, Rauchhühner, Ostereier, Pfingstklammer, Martinsgänse und Fastnachtshühner zu prästiren, auch Zinstorn, Wachsins und Honigzins zu liefern. Hierzu kamen aber noch zahlreiche persönliche Dienstleistungen, die sogenannten Frohn- und Herrendienste, sodaß das Los der Leibeigenen in der That ein sehr hartes war. (S. Artikel Bauer,

historisch und rechtlich). Erst zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts gewann die fortschreitende Humanität so viel Einfluß auf die Gesetzgebung, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft, welche zugleich im Interesse des Volkswohlstandes, der Entwicklung der Steuer- und Wehrkraft des Landes und der Zunahme der Bevölkerung als dringend geboten erschien, in Deutschland allenthalben durchgeführt wurde. Zwar hatten sich schon zu Anfang des 18. Jahrh. einzelne Versuche zur Aufhebung der Leibeigenschaft gezeigt, z. B. in der preussischen Dorfordnung von 1702 für die königlichen Domänen; aber erst Kaiser Joseph II. von Oesterreich war es, welcher die Leibeigenschaft vollständig aufhob, und zwar 1781 für Böhmen und Mähren, 1782 für die deutschen Erblande. Auch das preussische Landrecht von 1794 bezeichnete die Leibeigenschaft als unzulässig; aber erst durch Gesetz vom 9. Oct. 1809 erfolgte die gänzliche Aufhebung derselben für die preussische Monarchie, ebenso in Württemberg durch Gesetz vom 18. Nov. 1817, und für Baiern durch die Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818, sodaß dann auch die übrigen deutschen Staaten, in denen das Institut der Leibeigenschaft noch bestand, nicht mehr zurückbleiben konnten. Außerdem wurde aber die Lage der ehemals Leibeigenen durch die von der modernen Gesetzgebung proclamirte Ablösbarkeit der Grundlasten sowie dadurch wesentlich erleichtert, daß die ehemaligen bäuerlichen Nutzungsrechte nach und nach in volles Eigenthum umgewandelt wurden, sodaß heutzutage nur noch wenige Ueberbleibsel der alten Feudal-lasten als letzte Spuren der vormaligen Leibeigenschaft vorhanden sind. Vgl. übrigens auch den Art. Hörige. — Ueber die Leibeigenschaft in Rußland s. Rußland (Geschichte).

Vgl. Kindlinger, «Die Geschichte der Hörigkeit, insbesondere der sogenannten Leibeigenschaft» (Berlin 1819); Eugenheim, «Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Hörigkeit in Europa bis um die Mitte des 19. Jahrh.» (Petersburg 1861).

(Albrecht Just.)

Leibgedinge, s. Leibzuchtvertrag.

LEIBNIZ (Gottfried Wilhelm, Freiherr von), deutscher Philosoph und vielseitiger Gelehrter, wurde am 21. Juni (1. Juli) 1646 in Leipzig als Sohn des Professors Friedrich Leibniz (der frühere Familienname war Lutzenitz) geboren, welcher, ursprünglich Jurist, seit 1640 auch den Lehrstuhl der Moralphilosophie an der Universität inne hatte, aber bereits 1652 starb.¹⁾ Mit großer

1) Hauptquellen für die Biographie von Leibniz sind außer seinen eigenen Schriften: J. G. v. Eccard (Leibniz' Secretär), «Lebenslauf des Herrn von Leibniz» in Murr's «Journal zur Kunstgeschichte und allem. Literatur», Bb. 7 (Nürnberg 1779), eine Darstellung, welche, vorher handschriftlich bekannt, den meisten bald nach Leibniz' Tode erschienenen Nekrologen zu Grunde lag, so dem von Chr. Wolff in den «Acta Eruditorum» 1717 und dem in der pariser Akademie geleseuen Eloge von Fontenelle; R. G. Ludovici, «Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Leibniz'schen Philosophie» (Leipzig 1737); ferner: G. E. Guhrauer, «G. W. Freiherr von Leibniz» (2 Bde., Breslau 1842);

Lernbegier und Findigkeit arbeitete Gottfried Wilhelm Leibniz sich früh in die mannichfachsten wissenschaftlichen Gegenstände, besonders aber in die großen Systeme der Philosophie ein²⁾, sodaß er schon in seinem 15. Jahre über den Gegensatz teleologischer und mechanistischer Weltanschauung grübelte.³⁾ Auf der Universität, an die er um dieselbe Zeit (1661) von der Nikolaischule aus übergang, wählte er die Jurisprudenz als Fachwissenschaft, ohne jedoch seiner Neigung für die philosophischen Studien zu entsagen, in denen er namentlich an Jakob Thomasius (dem Vater des bekannten Christian Thomasius) einen kenntnisreichen Förderer fand, während ihn Adam Scherzer in die Scholastik einführte. Nach Absolvierung des philosophischen Cursus erwarb Leibniz das Baccalaureat im Frühjahr 1663 mit der Abhandlung «De principio individui».⁴⁾ Darauf führte ihn sein Wunsch, sich in der Mathematik weiter zu vervollkommen, als es in Leipzig möglich war, für das Sommersemester 1663 an die Universität Jena, wo Erhard Weigel⁵⁾ lehrte, ein bedeutender Mathematiker, der sich auch um die Einführung der mathematischen Methode in die Philosophie (nach cartesianischem Grundgedanken) und besonders in die Rechtsphilosophie verdient gemacht und in dieser Hinsicht stark auf Leibniz eingewirkt hat. Nach Leipzig zurückgekehrt, wo er bald darauf den Tod seiner Mutter zu beklagen hatte, vertiefte Leibniz sich wieder mehr in die juristischen Specialstudien; ihnen entnahm er auch das Thema für die Abhandlung, auf die er zu Ende 1664 Magister der Philosophie wurde: «Specimen difficultatis in jure, seu Quaestionis philosophicae amoeniores ex jure collectae». Obwohl er dann in den nächsten Jahren nicht nur in der philosophischen Facultät pro loco eine «Disputatio arithmetica de complexionibus»⁶⁾, sondern auch in der Juristenfacultät unter dem Voritze des Professor Schwerdendorffer zwei Abhandlungen «De conditionibus» verteidigt hatte, wurde seine Bewerbung um die juristische Doctorwürde, angeblich wegen seines zu jugendlichen Alters, zurückgewiesen. Leibniz verließ darauf seine Vaterstadt, in die er nie dauernd zurückgekehrt ist und begab sich auf die nürnbergische Universität Altdorf, wo er noch im November

1666 mit einer Schrift «De casibus perplexis in jure»⁷⁾ promovirte. Um dieselbe Zeit entstand seine «Methodus nova docendae discendaeque jurisprudentiae», welche er zu Ende 1667 zu Frankfurt a. M. anonym mit einer Widmung an den Kurfürsten von Mainz herausgab.

In Altdorf blieb Leibniz, obwohl er die Anträge auf Eintritt in ein dortiges Lehramt ablehnte, noch einige Zeit und befriedigte seine Neugierde durch Eintritt in die nürnbergische Gesellschaft der Rosenkreuzer, die ihn sogleich zu ihrem Secretär machte. Dann aber lernte er in Nürnberg den Freiherrn Joh. Christ. von Bohnenburg kennen, den ehemaligen Minister des bedeutenden mainzer Kurfürsten Joh. Philipp von Schönborn. Der vielseitig gebildete, feinsinnige und urtheilsvolle Staatsmann veranlaßte den jungen Gelehrten, zu ihm (1667) nach Frankfurt zu übersiedeln und vermittelte bald seinen Eintritt in den kurmainzischen Dienst, in welchem Leibniz 1670 Rath im Oberrevisionscollegium, dem höchsten Tribunale des Kurfürstenthums, wurde. Seine vielgeschäftige Thätigkeit stand dabei zum großen Theil mit im persönlichen Dienste Bohnenburg's, dem er z. B. auch seine Bibliothek ordnete und katalogisirte und dessen politische Thätigkeit er mit seiner Feder unterstützte. So schrieb er bei Gelegenheit der Gesandtschaftsreise, welche Bohnenburg 1669 nach Warschau zu machen hatte, um die Wahl des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg zum polnischen König zu betreiben, sein «Specimen demonstrationum politicarum pro rege Polonorum eligendo» unter dem Pseudonym Georg Ulicovius Lithuanus (Wilna 1669). In der schwierigen und verwickelten politischen Situation dieser Jahre⁸⁾ verfolgte Leibniz, wie sein Gönner Bohnenburg, in erster Linie den Gedanken, den Gleichgewichtszustand Europas, wie er durch den Westfälischen Frieden hergestellt war, aufrecht zu erhalten, damit Deutschland nicht noch einmal der Schauplatz eines verheerenden Weltkriegs werde; das Reich müsse jeder Gefahr eines Kriegs vorbeugen, da es derselben nicht gewachsen sei. Zu dem Heldenmuth, mit welchem der Große Kurfürst von Brandenburg für deutsches Recht gegen den Erbfeind schon damals auftrat, vermochte sich diese Cabinetspolitik des geistlichen Kurfürsten nicht aufzuschwingen; aber im Hintergrunde dieser nächsten Politik steht auch hier das Ideal einer festeren Vereinigung und politischen Erstarkung des Deutschen Reiches und die Hoffnung, durch eine engere Verknüpfung der deutschen Staaten, die nur zunächst aus Klugheitsrücksichten nicht gegen Frankreich gerichtet scheinen müsse, der räuberischen Politik des Nachbarn, Ludwig's XIV., die sich 1670 durch die Annexion von Lothringen demasfirte, energisch entgegentreten zu können. Diese Gedanken legte Leibniz nieder in seinem 1670 in zwei Theilen im August und im November geschriebenen «Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens jetzigen Umständen nach im Reiche

Kuno Fischer, «Geschichte der neueren Philosophie», Bd. 2 (2. Aufl., Heidelberg 1867); Artikel Leibniz von R. Prantl in der «Allgemeinen deutschen Biographie». — Uebersicht über die Literatur bei Gubrauer und besonders auch bei Ueberweg-Heinze, «Grundriß der Geschichte der Philosophie», Bd. 3 (7. Aufl., Berlin 1888), S. 143. Vgl. auch E. Pfeleberer, «Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger» (Leipzig 1870).

2) Die Geschichte seines autobiographischen Lebens und Lernens hat Leibniz selbst theils in seiner «Vita a se ipso breviter delineata», theils in der Skizze «In specimina Pacidii introductio historica» geschildert; über seine Beschäftigung mit der Logik vgl. auch das Schreiben an Gabr. Wagner über den Nutzen der Vernunftkunst. 3) Vgl. Brief an Remond de Montmort (Erdmann'sche Ausgabe, 702a). 4) Neu herausgegeben mit kritischer Einleitung von G. E. Gubrauer (Berlin 1837). 5) Vgl. F. Bartholomäi in der «Zeitschrift für exacte Philosophie», IX (1871), S. 250 fg. 6) In erweiterter Form unter dem Titel «De arte combinatoria» (Leipzig 1666) herausgegeben.

7) Aufgenommen unter die «Specimina juris» (1672). 8) Vgl. darüber besonders noch G. E. Gubrauer, «Kurmainz in der Epoche von 1672» (2 Bde., Berlin 1839).

auf festen Fuß zu stellen⁹⁾, einer Denkschrift von weit vordringender politischer Intelligenz und ein Denkmal edeln und einsichtigen Patriotismus.

Auch auf die kirchenpolitischen Interessen Boyneburg's ging Leibniz ein. Das Ideal der Reichseinheit führte beide Männer auf den Gedanken einer Ausgleichung des confessionellen Gegensatzes, der die politische Erbkrankheit der neueren deutschen Geschichte bildet. Boyneburg, der von der lutherischen zur römischen Confession übergetreten war, mußte ein solches Bestreben besonders nahe liegen: gegenüber der naturalistischen Philosophie und der Ausbreitung eines so radicalen Rationalismus, wie ihn die Socinianer vertraten, schien es Aufgabe der Kirchen, sich gegen die gemeinsamen Feinde zu einem einheitlichen Christenthum zusammenzuschließen. In diesem Sinne verfaßte Leibniz die «*Confessio naturae contra atheistas*»¹⁰⁾ (1668) und die «*Defensio trinitatis per nova reperta logica contra epistolam Ariani*» (1669).¹¹⁾ Zugleich regte Boyneburg seinen jungen Freund auch zu philosophischen Studien an: er veranlaßte ihn, die vergessene Schrift des Marius Nizolius (erschienen Parma 1553) «*Antibarbarus seu de veris principiis et vera ratione philosophandi contra pseudophilosophos*» herauszugeben und mit einer höchst interessanten Abhandlung «*De stilo philosophico Nizolii*» einzuleiten (Frankfurt 1670).

Im Frühjahr 1672 begab sich Leibniz im Auftrage des Kurfürsten und Boyneburg's nach Paris; für den letztern hatte er nicht nur einige geschäftliche Aufträge, sondern auch die Leitung der wissenschaftlichen Ausbildung seines damals sechzehnjährigen Sohnes, Philipp Wilhelm von Boyneburg, des späteren Statthalters von Erfurt, übernommen. Zugleich aber hatte er eine geheime politische Aufgabe zu erfüllen. Die kurmainzische Politik, welche die Sicherung des Reichsfriedens in der Ausgleichung der habsburgischen und der französischen Interessen suchte, war darauf bedacht, beide Mächte in eine gemeinsame Orientpolitik hineinzuziehen, und ein günstiger Anlaß dazu schien sich zu bieten, als Ende 1671 der Krieg zwischen Ludwig XIV. und Holland ausbrach. Damals schrieb Leibniz einen Entwurf, der auf den Plan hinauslief, Frankreich solle die Macht Hollands dadurch brechen, daß es Aegypten erobere und sich dadurch zum Herrn des Orienthandels mache; es werde dadurch zugleich die für Europa gefährliche Macht der Türken bezwingen und für sich selbst die erstrebte Schiedsrichterrolle in Europa (monarchia) erwerben.¹²⁾ Diesen Ge-

denken sollte Leibniz in Paris weiter zur Geltung bringen. Er gab ihm während seiner dortigen Anwesenheit neue Gestalt, einerseits in dem «*Consilium Aegyptiacum*», das für Boyneburg bestimmt war, aber nicht mehr an denselben gelangte, da dieser kurz vor Ende 1672 starb, andererseits in einer größeren, für den König bestimmten, aber diesem nicht mehr überreichten Denkschrift: «*De expeditione Aegyptiaca regi Franciae proponenda justa dissertatio*».¹³⁾ Doch gingen die Ereignisse über seinen Plan hinweg. Der Krieg war inzwischen in Holland und am Rhein geführt worden, und Leibniz erhielt im Januar 1673 den Auftrag, sich einer kurmainzischen Gesandtschaft anzuschließen, welche von Paris nach London ging, um Modalitäten der Friedensverhandlungen festzustellen; indessen kehrte diese Gesandtschaft gleich nach dem schon im Februar erfolgten Tode des Kurfürsten nach Paris zurück.

Inzwischen hatte Leibniz diese Zeit für seine wissenschaftlichen Zwecke mit rastloser Thätigkeit auszunutzen gewußt und setzte dies in den folgenden Jahren fort, die er mit allmählicher Lockerung seines Verhältnisses zu dem kurmainzischen Hofe in Paris zubrachte. Mit dem Hauptvertreter des Cartesianismus, Arnauld, mit dem deutschen Philosophen Walter von Tschirnhausen, mit Spinoza's Freunde Oldenburg, dem holländischen Gesandten in London, mit Mathematikern und Physikern, wie Collins, Boyle, Huyghens, trat er in fruchtbare persönliche Verbindung, die sich meist in interessanten Briefwechseln fortgesetzt hat. Er erweiterte dabei während dieser Zeit seine Studien namentlich nach der mathematisch-naturwissenschaftlichen Seite¹⁴⁾ und zeigte sich sogleich auch hier fruchtbar. Er erfand eine verbesserte Rechenmaschine und stellte dieselbe der londoner Akademie vor, welche ihn darauf zu ihrem Mitgliede ernannte. Diese Studien und die Anregungen, welche er zum Theil durch briefliche Mittheilungen über Newton's neue Art der Problemlösungen erhalten hatte, führten ihn im J. 1676 zur Erfindung der Differentialrechnung, durch die er sich in der Geschichte der Mathematik neben Newton ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Beide sind, der eine mehr von der arithmetischen, der andere mehr von der geometrischen

impraesentiarum seu de optimo consilio quod potentissimo regi dari potest. Concluditur expositio in *Hollandiam Orientis seu Aegyptum*. (In Anno Klopp's Ausgabe, I. Reihe, II, 100 fg.)

13) Beide Documente sind vollständig erst bei D. Klopp a. a. D. veröffentlicht. Vorher waren bei Gelegenheit der Napoleonischen Expedition, welche den Leibniz'schen Gedanken gegen England ausführte, unvollständige Abschriften, hinsichtlich des *Consilium* durch die französische, hinsichtlich der Dissertation durch die englische Regierung in die Oeffentlichkeit gedrungen. — Vgl. D. Klopp, «*Leibniz' Vorschlag einer französischen Expedition nach Aegypten*» (Hannover 1864); K. G. Blumstengel, «*Leibniz' ägyptischer Plan*» (Leipzig 1869); F. W. Daser, «*Leibniz als Deutscher*» (Wien 1883).

14) Schon in Mainz hatte er dies Interesse durch eine «*Hypothesis physica nova seu theoria motus concreti et theoria motus abstracti*» (Mainz 1671) bethätigt, worin er den Aether als das Princip der Bewegung statuirte. In Paris fing er nach Anregung von Huet eine Herausgabe von Marciannus Capella an, welche jedoch in den ersten Anfängen stecken geblieben ist.

9) Abgedruckt in Gubrauer's Ausgabe von Leibniz' deutschen Schriften. 10) Durch Boyneburg an Spener, mit dem übrigens Leibniz während dieser Jahre sich auch persönlich begegnete, und von diesem an Gottlieb Spizel mitgetheilt, wurde der Aufsatz als Anhang zu des letztern «*Epistola ad Ant. Reiserum de eradicando atheismo*» (Augsburg 1669) veröffentlicht. 11) Dieser Aufsatz ist Boyneburg für die warschauer Gesandtschaftsreise gewidmet, und bekämpft die Kritik der Dreieinigkeitslehre von Andreas Wissowatius. Vgl. die Abhandlung über denselben Gegenstand von Lessing, in den «*Sämmtlichen Schriften*» (Lachmann), IX, 7 fg. 12) «*Specimen demonstrationis politicae, de eo quod Franciae intersit*

Seite her, auf dieselbe Methode gekommen, welche seitdem die Grundlage aller höheren Mathematik und mathematischen Naturwissenschaft geworden ist: Newton zuerst und Leibniz nach ihm, aufmerksam gemacht vielleicht durch dunkle Andeutungen, aber in der Hauptsache ebenfalls selbständig und in einer für die spätere Entwicklung brauchbareren Form. Um so mehr ist es zu bedauern, daß sich an dies Verhältniß später ein (bis in die neueste Zeit fortgeführter) Prioritätsstreit geknüpft hat, der dem Philosophen Jahre seines spätern Lebens verbittert hat, und noch mehr zu beklagen, daß Leibniz selbst von der Schuld nicht frei zu sprechen ist, daß er Anlaß zu dem Streit gegeben und in demselben nicht immer mit offenen und rechten Waffen gekämpft hat. Er veröffentlichte seine «Methodus nova pro maximis et minimis» in den «Acta Eruditorum», 1684, ohne Newton zu nennen; der letztere theilte seine Fluxionsrechnung erst in den «Principia philosophiae naturalis mathematica» (1687) mit, indem er nur von oberher Leibniz erwähnte. Dieser verfuhr in einem Berichte in den «Acta Eruditorum» 1697 ähnlich gegen Newton, und wurde sodann von dessen Schüler Fatio des Plagiats beschuldigt. Hierauf antwortete er in einer anonymen Recension, welche die «Acta Eruditorum» 1706 über Newton's Optik brachten, mit der umgekehrten Beschuldigung, worauf denn die Behauptung Fatio's 1708 von einem orforder Schüler Newton's officiell in den Verhandlungen der Londoner Akademie aufrecht erhalten wurde. Hierauf verlangte Leibniz von der Akademie eine Untersuchung, und die dafür eingesetzte Commission entschied im 3. 1712 gegen Leibniz. Die großen Mathematiker der Folgezeit, Männer wie Euler, Lagrange, Laplace, Poisson, Biot, haben das parteiische Urtheil corrigirt und beide Männer in ihre Rechte eingesetzt.¹⁵⁾

Während Leibniz schon den Plan einer dauernden Niederlassung in Paris erwog, traf ihn die Wiederholung einer schon früher an ihn herangetretenen und damals abgelehnten Berufung von seiten des Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg und Hannover: diesmal folgte er derselben und reiste über London und Amsterdam an seinen neuen Bestimmungsort. Auf der Fahrt durch Holland besuchte er im Haag Spinoza, mit dem er schon durch briefliche Beziehungen bekannt war und dem er nun in mehrfachen Unterredungen näher trat.¹⁶⁾ Die officielle Stellung, welche Leibniz in Hannover bekleidete, war diejenige des herzoglichen Bibliothekars und seit 1685 eines braunschweig-lüneburgischen Hof-

historiographen; vom 3. 1690 an verband er damit auch die ihm vom Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel übertragene Verwaltung der Bibliothek von Wolfenbüttel, und im 3. 1696 wurde er zum Geheimen Justizrath ernannt; die gleiche Würde ertheilten ihm später der Kurfürst von Brandenburg und 1712 der russische Zar. Dabei aber war Leibniz sowol bei Johann Friedrich, als auch besonders bei seinem ihm 1679 in der Regierung folgenden Bruder Ernst August und dessen Gemahlin Sophie (einer pfälzischen Prinzessin, Schwester des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der Spinoza hatte nach Heidelberg ziehen wollen, und der Prinzessin Elisabeth, die Descartes' Freundin war) in persönlicher und politischer Vertrauensstellung, und er hat in Folge dessen eine unglaublich umfangreiche und vielseitige Thätigkeit entwickelt. Selbst um die Details der Volkswirtschaft in Hannover kümmerte er sich und trug viel zur Hebung des Bergbaues wie zur Verbesserung des Münzwesens bei; als wissenschaftlicher Ertrag dieser Interessen ist die erst nach seinem Tode veröffentlichte Schrift «Protagaea», eine Entwicklungsgeschichte der Erde, anzusehen, von der die «Acta Eruditorum» 1691 einen Auszug brachten; auch trieb er im Zusammenhang damit chemische Studien und beschäftigte sich hauptsächlich mit der Darstellung des Phosphors.

Bedeutamer war es, daß Leibniz seine Feder in den Dienst der hannoverschen Politik stellte und dabei mehr und mehr als ein ausgesprochener Gegner Ludwig's XIV. für Kaiser und Reich hervortrat.¹⁷⁾ Den ersten Anlaß bot ihm eine Formstreitigkeit bei dem Frieden zu Nimwegen: hier trat er 1677 unter dem Pseudonym Casarinus Furstenarius mit einem «Tractatus de jure suprematus ac legationis principum Germaniae» hervor, welcher für alle deutschen Fürsten, nicht nur für die Kurfürsten, dasselbe Recht wie für die kleinen ausländischen Potentaten in Anspruch nahm.¹⁸⁾ Nach dem Raube Straßburgs aber erschien Leibniz auf dem literarischen Streitfelde mit einer schneidigen Satire auf die französische Politik in seinem «Mars christianissimus autore Germano Gallo-Graeco ou apologie des armes du roi très-chrétien contre les chrétiens» (Köln 1684). Bei seiner Anwesenheit in Wien 1688 schrieb er beim Beginn des neuen Reichskrieges gegen das französische Manifest seine «Remarques sur un manifeste français» und verfaßte das Gegenmanifest des deutschen Kaisers: «Responsio Leopoldi Imperatoris». ¹⁹⁾ Ähnliche Gedanken äußerte er in dem Memoire «Status Europae incipiente novo saeculo»,²⁰⁾ und in den Schriften, welche er in Bezug auf den Spanischen Erbfolgekrieg im Interesse Oesterreichs theils officiell, theils privatim herausgegeben

15) Vgl. Brewster, «Leben Newton's» (deutsch Leipzig 1833), S. 333 fg.; C. S. Gerhardt, «Die Entdeckung der Differentialrechnung» (Halle 1848); S. Slomann, «Leibniz' Anspruch auf die Erfindung der Differentialrechnung» (Leipzig 1857); auch Guhrauer «Leibniz' Leben», I, 170 fg., 286 fg. 16) Ueber diesen auch für die philosophische Entwicklung von Leibniz gewiß nicht unwichtigen Besuch, dem früher nur der Charakter oberflächlicher Berührung zuerkannt wurde, hat neuerdings Licht verbreitet L. Stein, «Leibniz in seinem Verhältniß zu Spinoza auf Grundlage unedirten Materials entwicklungsgehistorisch dargestellt» («Sitzungsberichte der Berliner Akademie», 1888, S. 615 fg.).

17) Vgl. auch E. Pfeleiderer, «Leibniz als Verfasser von zwölf anonymen, meist deutsch-politischen Flugchriften nachgewiesen» (Leipzig 1870). 18) Denselben Gedanken vertrat Leibniz in einem Gespräch «Entretiens de Philarete et d'Eugene touchant la souveraineté des électeurs et princes de l'empire» (Duisburg 1677). 19) Beide abgedruckt bei Foucher de Careil, «Oeuvres de Leibniz», tom. III. 20) Ebenda.

hat.²¹⁾ Nicht minder lebhaft trat Leibniz für die hannoversche Hauspolitik ein. An der Einführung der Primogenitur durch den Herzog Ernst August, wobei zahlreiche Schwierigkeiten außerhalb und innerhalb des welfischen Hauses zu überwinden waren, an der Erhebung Hannovers zum Kurfürstenthum (1692), später noch an der Succession der Welfen in England (1714) hatte er wirksamen Antheil; insbesondere aber wurde er Geschichtschreiber des Welfenhauses. Er unternahm in den Jahren 1687—90 zu diesem Zwecke eine archivarische Reise, welche ihn über Marburg, Frankfurt, München nach Wien, von da nach Italien (Venedig, Modena, Rom und Neapel) und wieder über Wien zurückführte. Der Ertrag dieser auch später noch unausgesetzt betriebenen historischen Arbeiten führte weit über ihren ersten Anlaß hinaus: Leibniz gab nicht nur die «Scriptores rerum Brunsvicensium» (1707—11), mit der Einleitung «Accessiones historicae» (1698) heraus und brachte seine (von Pertz, Hannover 1843—45 herausgegebenen) «Annales imperii occidentis Brunsvicensis» beinahe zum Abschluß, sondern er veranstaltete auch die Sammlung eines «Codex juris gentium diplomaticus» (1693) mit einer «Mantissa» (1700).^{21a)}

Mit den Wünschen des hannoverschen Hofes hingen auch die Bestrebungen nach kirchlicher Einigung zusammen, denen sich Leibniz mit großer Hingabe, wenn auch ohne Erfolg gewidmet hat.²²⁾ Gedanken, welche er schon während seiner mainzer Zeit ins Auge gefaßt hatte, fanden neue Nahrung, als Ropes de Spinola, der unermüdlige Agitator für eine Reunion aller christlichen Kirchen, 1683 in Hannover erschien und dann in den Verhandlungen mit Molanus und den helmstädtler Theologen die beiderseits gewünschte Sache so weit förderte, wie sie nur je gediehen ist. In dieser Zeit correspondirte Leibniz über diese Frage mit dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, dessen Veruche, ihn zur Conversion zu bestimmen, er den festesten Widerstand entgegensetzte; zugleich aber entwarf er als Grundlage für eine Verständigung sein «Systema theologicum».²³⁾ Nach der Rückkehr von seiner längeren Reise nahm er den Gegenstand in ausführlicher Correspondenz mit Pellisson und Bossuet wieder auf; aber nach dem Tode Spinola's (1695) zerschlugen sich die Verhandlungen sehr bald, hauptsächlich an politischen Gegensätzen. An ihre Stelle traten für Leibniz die Discussionen über die engere Frage einer Union zwischen der lutherischen und der reformirten Kirche, welche zwischen den Höfen von Hannover und Brandenburg geführt wur-

den.²⁴⁾ Der Gedanke einer kirchlichen Einigung dieser beiden protestantischen Vormächte Deutschlands fand namentlich bei den beiden Kurfürstinnen begeisterten Anflang; die Kurfürstin (später erste Königin Preußens) Sophie Charlotte von Brandenburg war die Tochter der Kurfürstin Sophie von Hannover und Leibniz' bewunderungsvolle Schülerin. Aber die Verhandlungen, welche auf der hannoverschen Conferenz 1698 zwischen Molanus und Leibniz einerseits und dem berliner Hofprediger Jablonski andererseits geführt wurden, hatten schließlich kein praktisches Resultat.

Indessen hatte Leibniz durch diese Verhandlungen ein intimes Verhältniß zum berliner Hofe gewonnen, das er um so mehr pflegte, als sich nach dem Tode Ernst August's von Hannover (1698) seine Beziehungen zu dessen Sohn und Nachfolger Georg Ludwig immer kühler gestalteten. Dagegen hatte er in Berlin nicht nur die huldvolle Freundschaft der geistvollen Kurfürstin, sondern auch eine officielle Anknüpfung gefunden, seitdem er mit dem Plane der Gründung einer wissenschaftlichen Societät daselbst betraut worden war. Dieser Plan wurde im J. 1700 realisirt, und Leibniz war der erste Präsident der neuen Akademie.²⁵⁾ Als dieselbe im J. 1710 ihren ersten Bericht herausgab, war darin Leibniz mit Beiträgen aus fast allen Gebieten der Wissenschaft vertreten. In den ersten Jahren des 18. Jahrh. lebte Leibniz vorwiegend in Berlin oder Charlottenburg am Hofe der Königin Sophie Charlotte; hier begegnete er auch dem englischen Freidenker John Toland und fand überhaupt reiche geistige Anregung. Auch machte er sich nach manchen Richtungen nützlich: er beförderte die Einführung des Seidenbaues, er beschäftigte sich mit den Fragen der Schulreform²⁶⁾, und er trat publicistisch für die Interessen Preußens bei der oranischen Erbschaft (1702) und auch noch später bei der Occupation von Neuchâtel (1707) ein. Mit dem Tode der Königin aber (1705) lockerte sich auch dies Verhältniß, und Leibniz kam bei der Spannung, welche zwischen den Höfen von Berlin und Hannover eintrat, in eine unerquickliche Zwischenstellung, in der er von beiden Seiten angefeindet und verdächtigt wurde. Im J. 1711 war er zum letzten mal in Berlin.^{26a)}

21) Zusammengestellt bei Kuno Fischer, a. a. O., S. 198 fg. 21a) An die historischen Forschungen schlossen sich etymologische, deren Resultate Leibniz in den «Collectanea etymologica» (Hannover 1717) niederlegte; vgl. L. Neff, «Leibniz als Sprachforscher und Etymologe» (Tübingen 1871). 22) Hering, «Geschichte der Unionsbestrebungen». Vgl. auch Kirchner, «Leibniz' Stellung zur katholischen Kirche» (Leipzig 1874). Vgl. D. Klopp, «Das Verhältniß Leibniz' zu den kirchlichen Reunionsversuchen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh.» (Hannover 1860). 23) Veröffentlicht zuerst Paris 1819; es war gewissermaßen die Antwort auf die von den katholischen Unterhändlern zu Grunde gelegte «Exposition de la foi» von Bossuet (1676).

24) Vgl. Brandes, «Geschichte der kirchlichen Politik des Hauses Brandenburg», Bd. 1 (Gotha 1872). 25) Vgl. Ch. Bartholmëß, «Histoire philosophique de l'Académie de Prusse», tom. I (Paris 1850), I. Buch, Kap. 2—4; A. Trendelenburg, «Leibniz und die philosophische Thätigkeit der Akademie im vorigen Jahrh.» («Histor. Beiträge zur Philosophie», Bd. 2); D. Klopp, «Leibniz als Stifter gelehrter Gesellschaften» («Hannover. Philol. Verh.», 1864). — Mit dem Gedanken der Stiftung der Berliner Akademie und ihrer deutsch-nationalen Bestimmung pflegt das in der hannoverschen Bibliothek aufgefundenene Manuscript: «Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache», in Zusammenhang gebracht zu werden. Vgl. jedoch A. Schmarjow, «Leibniz und Schottelius. Die unvorgreiflichen Gedanken untersucht und herausgegeben» (Straßburg 1877). Dagegen aber L. Neff (Programm, Durlach 1880). 26) Vgl. Hülsen, «Leibniz als Pädagoge» (Charlottenburg 1874); Le Biseur, «Leibniz' Beziehungen zur Pädagogik» (Leipzig 1882). 26a) Vgl. noch Fouquier de Careil, «Leibniz et les deux Sophies» (Paris 1876).

In demselben Jahre gab ihm die Heirath einer wolkenbüttele Prinzessin mit einem russischen Großfürsten Gelegenheit, dem Zar Peter dem Großen näher zu treten^{26b)}, welchen er für die später erfolgte Gründung einer Akademie in Petersburg gewann. Im folgenden Jahre sah er denselben in Karlsbad und Dresden, im J. 1716 noch einmal in Pyrmont wieder. Inzwischen hatte er die Jahre 1712—14 in Wien zugebracht, wo er ebenfalls ohne sofortigen Erfolg für die Gründung einer Akademie thätig war und zugleich ein politisches und persönliches Verhältniß zu dem Prinzen Eugen von Savoyen gewann. Er erhielt hier die höchste einem Protestanten zugängliche Würde eines Reichshofraths. Als er aber im Herbst 1714 nach Hannover zurückkehrte, gelang es ihm nicht, an den neuen welfischen Hof nach London gezogen zu werden, und er blieb vereinsamt und verbittert in Hannover. Ein gichtisches Leiden begann ihn zu peinigen und machte seinem Leben am 14. Nov. 1716 ein Ende.

Ueberblickt man dies reichbewegte, in die Wandlungen der großen Welt verflochtene, von politischen Interessen und zahllosen Beschäftigungen und Aufgaben der praktischen Wirklichkeit erfüllte Leben, so erscheint es kaum glaublich, daß derselbe Mann, der all dies leistete, was das Leben mehr als Eines gewöhnlichen Menschen hätte ausfüllen können, daneben noch der Schöpfer eines originellen Systems der Philosophie, eines der ausgeprägtesten und bedeutsamsten in der Geschichte dieser Wissenschaft, war, daß er der Begründer der deutschen Philosophie und der beherrschende Geist der deutschen Aufklärung ist. In der That war es nur einer ungläublichen Arbeitskraft und einer beispiellosen Vielseitigkeit möglich, auf so vielen Gebieten zugleich fruchtbar thätig zu sein und mit einer praktischen Geschäftigkeit, welche sich in die heterogensten Fragen leicht einzuarbeiten wußte, auch die stille Vertiefung in philosophische Contemplation zu vereinigen. Freilich hat andererseits jene Zersplitterung in die Mannichfaltigkeit politischer, kirchenpolitischer, historischer, archivarischer, mathematischer, naturwissenschaftlicher und so vieler praktischer Interessen den Philosophen zwar nicht an der Energie des systematischen Nachdenkens geschwächt, wohl aber ihm die Muße zur schriftstellerischen Darstellung seiner Gedanken in empfindlichster Weise beeinträchtigt. Der literarische Befund seiner Philosophie zeigt eine ähnliche Verstreutheit wie seine gesammte Lebens-thätigkeit. Außer den erwähnten Dissertationen gab Leibniz später eine große Menge von Abhandlungen, darunter auch philosophische, theils in dem «Journal des savants», theils in den «Acta Eruditorum» heraus²⁷⁾ von größ-

ren Arbeiten in Bezug auf die Philosophie hat er nur seine «Essais de Théodicée, sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal» (Amsterdam 1710) veröffentlicht, eine Schrift, zu der der Philosoph durch seine Unterredungen mit der preussischen Königin über Bayle's Einwürfe gegen den Optimismus angeregt worden war. Gleich nach seinem Tode erschien (1718) in der «Europe savante» der für den Prinzen von Savoyen (1714) geschriebene Abriß «Principes de la nature et de la grace fondés en raison», und zwei Jahre darauf eine deutsche Uebersetzung seiner «Monadologie», herausgegeben von J. H. Köhler (Frankfurt 1720).²⁸⁾ Sehr spät endlich ist die werthvollste Arbeit von Leibniz ans Licht getreten. Seine «Nouveaux essais sur l'entendement humain», welche Schritt für Schritt dem Locke'schen Essay folgen und an dasselbe in (sehr schematisch behandelter) dialogischer Form Leibniz' Kritik und die Grundzüge seiner eigenen Erkenntnißlehre knüpfen, waren schon 1704 beendet; aber der Verfasser fürchtete, sein ohnehin gespanntes Verhältniß zu der gelehrten Welt in England durch die Veröffentlichung dieser Kritik nur noch mehr zu verschärfen und verzichtete darauf. Erst 1765 ist sie in der Sammlung von Raspe (s. unten) erschienen.²⁹⁾ Erweisen sich so selbst die Hauptwerke des Philosophen als Kinder der Gelegenheit, so trägt die große Masse von Quellen, auf welche wir für die Kenntniß seiner Lehre angewiesen sind, noch weit mehr den Charakter gelegentlicher Aeußerungen: es sind theils Entwürfe zu Aufsätzen, welche aus seinem auf der Bibliothek zu Hannover befindlichen Nachlaß erst nach und nach, großentheils erst in unserm Jahrhundert herausgegeben wurden, theils jene fast zahllosen Briefe, in denen er (besonders seit dem Erscheinen seines «Nouveau système») mit Gelehrten und Freunden einzelne Punkte seiner Philosophie besprochen hat; besonders wichtig sind die Briefe an Arnauld, Bayle, des Bosses, Clarke, Coste, Foucher, Hoffmann, Wagner u. a. Die Veröffentlichung aller dieser Documente hat früh begonnen und zieht sich, noch immer nicht ganz abgeschlossen, bis in die unmittelbare Gegenwart herein.³⁰⁾

in der «Histoire des Ouvrages des Savants» und in den «Mémoires de Trévoux».

28) Schon im folgenden Jahre in lateinischer Version in den «Acta Erud.». Das französische Original ist erst von Erdmann, neuerdings besonders von Boutreux und Rolin (Seide Paris 1881) herausgegeben worden. 29) Sie hat sofort großes Aufsehen gemacht und eine große Wirksamkeit ausgeübt; Lessing begann sie zu übersetzen, und Kant wurde durch sie auf die bedeutsame Wendung seines Philosophirens geführt, welche in seiner Inauguraldissertation «De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis» (1770) fixirt ist. Vgl. W. Windelband in «Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie» (1876), S. 234 fg. 30) Die Correspondenz mit Sam. Clarke erschien schon ein Jahr nach dem Tode Leibniz': «A Collection of papers etc.» (London 1717; in französischer Uebersetzung, vielfach vermehrt im Jahre darauf herausgegeben von des Maizeaur, Amsterdam 1718; deutsch von J. H. Köhler, mit Vorrede von Chr. Wolff, Frankfurt a. M. 1720). — Schon vorher hatte J. F. Feller das «Leibnitii otium Hannoveranum» (Leipzig

26b) W. Guerrier, «Leibniz in seinen Beziehungen zu Rußland und Peter dem Großen» (Leipzig 1873); Foucher de Careil, «Leibniz et Pierre I. G.» (Paris 1873). 27) Besonders hervorzuheben «Meditationes de cognitione, veritate et ideis» («Acta Erud.» 1684); «Système nouveau de la nature et de la communication des substances» (J. d. s. 1695) mit den drei im nächsten Jahre ebenda folgenden «Eclaircissements»; ferner «De ipsa natura» (A. E. 1698). Manches von Leibniz erschien auch

Die Philosophie von Leibniz beruht auf einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit; er war mit dem zeitgenössischen Zustande der Philosophie ebenso vertraut, wie mit demjenigen der meisten übrigen Wissenszweige.³¹⁾ Mit den Lehren von Bruno und Bacon, von Descartes und Hobbes, von Spinoza und Locke finden wir ihn genau bekannt; die Tagesliteratur der verschiedenen Schulen, insbesondere in der cartesianischen diejenigen der Occasionalisten, verfolgt er mit lebhaftem Interesse. Aber darüber hinaus reicht seine eingehende Kenntniß in die philosophische Literatur der Renaissance und besonders auch diejenige der Scholastik hinein, und in der antiken Philosophie, besonders in der aristotelischen Lehre, ist er mehr, als es zu seiner Zeit sonst irgend üblich war, zu Hause. Aus so reichem Material hat sich seine eigene Lehre entwickelt³²⁾, und zwar so, daß anfangs wol bald

diese bald jene Motive im Vordergrunde seines Nachdenkens gestanden haben, andererseits aber nicht anzunehmen ist, daß er jemals völlig im Banne einer bestimmten Schulmeinung gewesen wäre.³³⁾ Vielmehr tritt schon sehr früh der conciliatorische Grundzug seines Wesens hervor, mit dem er sich bestrebt zeigt, die großen Gegensätze der philosophischen Weltanschauung, Empirismus und Rationalismus, Mechanismus und Teleologie, Naturalismus und Theismus auszugleichen und dabei auch zugleich zwischen den Ansprüchen des Wissens und denjenigen des Glaubens zu vermitteln. Kaum irgend einen Philosophen gibt es in der ganzen Geschichte dieser Wissenschaft, der, ohne Effektiker zu sein, in solchem Maße den verschiedenen Standpunkten gerecht zu werden suchte, wie Leibniz. Von seinem eigenen scharf und sicher bestimmten Grundgedanken aus hebt er aus seiner reichen Kenntniß früherer Lehren weit mehr die Uebereinstimmung als den Gegensatz hervor, und selbst ein Werk von so überlegener Kritik, wie seine «Nouveaux essais» Locke gegenüber sind, kleidet sich weit mehr in das Gewand der Anerkennung als dasjenige der Polemik.

Aufgewachsen in der teleologischen Weltanschauung des Aristoteles und in derjenigen Form des Peripateticismus, welche auf den protestantischen Universitäten Deutschlands im 17. Jahrh. herrschte, wurde Leibniz auf das lebhafteste von den Bewegungen der neuern Philosophie ergriffen, die in ihren bedeutendsten Vertretern — Bacon und Descartes — auf die mechanistische Naturerklärung hingedrängten. Und zwar war es bei ihm wesentlich der mathematische Sinn, welcher ihn auf diese Seite führte. Descartes' kühner Gedanke einer Universalmathematik schlug auch bei ihm tiefe Wurzeln, und wie gleichzeitig sein Freund Tschirnhausen³⁴⁾ und andererseits Spinoza, so ging auch Leibniz auf die Darstellung einer geometrischen Methode der Philosophie aus.³⁵⁾ Er tritt damit in die allgemeine methodologische Grundströmung der neueren Philosophie ein und wandelt zunächst ganz in den Bahnen der rationalistischen Richtung, wenn er nicht nur der Gesamtphilosophie und ihren einzelnen Zweigen (z. B. der Rechtsphilosophie in der Art wie auch Pufendorf vorging) die «euklidische» Methode vor-

1718) herausgegeben, das durch die «Monumenta varia inedita» (Leipzig 1724) vermehrt wurde. Ferner kamen heraus: «Leibnitii epistolae ad diversos», herausgegeben von Chr. Kortbolt (Leipzig 1734—42); «Commercium epistolicum Leibnitianum», herausgegeben von J. D. Gruber (Hannover und Göttingen 1745), fortgesetzt durch Feder (Hannover 1805). Den Briefwechsel mit Chr. Wolff gab C. J. Gerhardt (Halle 1860) heraus; den mit Huyghens und Papin C. Gerland (Berlin 1881). Ueber den neuesten Fund auf der Bibliothek in Halle berichtete L. Stein in dem «Archiv für Geschichte der Philos.», Bd. 1 (Berlin 1887). — Gesamtausgaben der Leibniz'schen Werke, insbesondere der philosophischen, sind in geringerem oder größerem Umfange besorgt, bezw. begonnen worden: von R. C. Raspe, «Oeuvres philosophiques latines et françaises de feu M. L.» (Amsterdam und Leipzig 1765); ins Deutsche übersetzt von Ulrich (Halle 1778); L. Dutens, «G. G. Leibnitii opera» (6 Bde., Genf 1768); G. E. Guhrauer, «Leibniz' deutsche Schriften» (2 Bde., Berlin 1838—40); J. E. Erdmann, «G. G. Leibnitii opera philosophica quae exstant latina, gallica, germanica» (Berlin 1840) — eine höchst verdienstliche Veröffentlichung vieler Inedita und chronologische Zusammenstellung; M. A. Jacques (2 Bde., Paris 1842); G. H. Fertz, «Leibniz' histor. Schriften» (4 Bde., Hannover 1843 fg., philosophische, Bd. 1, Hannover 1846, besorgt von Grotefend; mathematische, 7 Bde., Berlin und Halle 1849 fg., besorgt von C. J. Gerhardt); A. Foucher de Careil, «Lettres et opuscules inédits de Leibniz» (Paris 1854 fg.) und «Oeuvres de Leibniz» (2. Aufl., Paris 1867 fg.); D. Klopp, «Historisch-politische und staatswissenschaftliche Schriften» (13 Bde., Hannover 1864 fg.); P. Janet, «Oeuvres philosophiques de Leibniz» (2 Bde., Paris 1866); C. J. Gerhardt, «Leibniz' philosophische Schriften» (6 Bde., Berlin 1875—1888) — die vollständigste Sammlung der philosophischen Schriften. Weitere Uebersicht über die Literatur bei Ueberweg, III, 141 fg.

31) Für die Leibniz'sche Philosophie sind im allgemeinen außer den Compendien u. s. w. zu vergleichen die Geschichten der neueren Philosophie von J. E. Erdmann («Versuch einer wissenschaftl. Darstellung der Geschichte der neueren Philos.», II, b, Leipzig 1847), Kuno Fischer («Geschichte der neueren Philosophie», Heidelberg 1867, II, 301—716); E. Zeller, «Geschichte der deutschen Philos.» (München 1877), S. 84—194; W. Windelband («Geschichte der neueren Philosophie», Leipzig 1878, I, 443—485). Ferner L. Feuerbach, «Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibniz'schen Philosophie» (2. Aufl., Ansbach 1844); Moutisson, «La philosophie de Leibniz» (Paris 1860); Maine de Biran, «Exposition de la doctrine philos. de Leibniz» (Paris 1819); Em. Saiffet, «Discours sur la philosophie de Leibniz» (Paris 1857); L. Grote, «Leibniz und seine Zeit» (Hannover 1869); D. Caspari, «Leibniz' Philosophie» (Leipzig 1870); Fr. Kirchner, «G. W. Leibniz, sein Leben und Denken» (Köthen 1877); J. Th. Merz, «Leibniz» (London 1884; deutsch Heidelberg 1886). 32) Vgl. J. Auerbach, «Zur Entwicklungsgeschichte

der Leibniz'schen Monadenlehre» (Berlin 1884); D. Selver, «Der Entwicklungsgang der Leibniz'schen Monadenlehre bis 1695» (Leipzig 1885); E. Wendt, «Die Entwicklung der Leibniz'schen Monadenlehre bis 1695» (Berlin 1886).

33) Ueber seine Beziehungen zu Descartes und Spinoza vgl. A. Foucher de Careil, «Leibniz, Descartes et Spinoza» (Paris 1863; cf. die von demselben Paris 1854 herausgegebene «Réfutation inédite de Spinoza par Leibniz») und Th. H. Weber, «Spinozae atque Leibnitii philosophia» (Bonn 1858); über diejenigen zu Hobbes: F. Ebmies (in den «Philos. Monatsh.», 1887, S. 557 fg.), zu Gentling: E. Pfeleiderer, «Arnold Gentling» (Tübingen 1882); ders., «Leibniz und Gentling, mit besonderer Beziehung auf ihr beiderseitiges Uebereinstimmend» (Tübingen 1884), und «Noch einmal Leibniz und Gentling» (in «Philos. Monatsh.», 1885, S. 20 fg.); zur antiken Philosophie, insbesondere Aristoteles: Dav. Jacoby, «De L. studiis Aristotelis» (Berlin 1867); D. Nolen, «Quid Leibnitius Aristoteli debuerit» (Paris 1875). 34) Vgl. dessen «Medicina mentis» (Amsterdam 1687). 35) Vgl. Adam, «De methodo apud Cartesium, Spinozam et Leibnitium» (Paris 1885).

schrieb, sondern sogar einzelne praktische Fragen ganz in dieser Weise behandelte.³⁶⁾ Im Zusammenhange damit steht auch ein Bestreben, welches Leibniz durch sein ganzes Leben in immer erneuten Entwürfen verfolgt hat, dasjenige nach der sogenannten *Characteristica universalis*.³⁷⁾ Wenn es, wie die geometrische Methode voraussetzt, möglich sein soll, die gesammte philosophische Erkenntniß von einfachsten und allgemeinsten Grundsätzen her lediglich durch logische Operationen zu entwickeln, so muß einerseits ein allgemeines combinatorisches Schema zur Auffindung neuer Wahrheiten durch systematische Verknüpfung der Prämissen untereinander und mit allen geeigneten Folgesätzen (eine *Ars inveniendi*) aufgestellt werden können, andererseits aber eine graphische Darstellung möglich sein, welche ohne sprachlichen Ausdruck in der Art der mathematischen Formeln durch feste Bezeichnung theils der Grundbegriffe, theils der möglichen Formen logischer Verknüpfung jede abgeleitete Wahrheit wiederzugeben vermag. So berühren sich die zahlreichen Entwürfe, die sich hierüber in Leibniz' Nachlass fanden, einerseits mit Bestrebungen des spätern Mittelalters, wie der sogenannten *Ars magna* des Raimundus Lullus, andererseits mit den zu seiner Zeit vielfach auftauchenden Vorschlägen einer «Weltsprache» (Bekker, Dalgarn, Ath. Kircher), endlich auch mit den theoretischen Ansichten von Hobbes, der das Denken als ein Rechnen mit Begriffen und Begriffszeichen aufgefaßt wissen wollte.

Indeß war Leibniz mit viel zu offenem Blick in den einzelnen Wissenschaften und auch im praktischen Leben thätig, als daß ihm die Einseitigkeit und Unzulänglichkeit dieses Rationalismus hätte entgehen können, und so findet man ihn schon früh bemüht, auch dem empiristischen Motive Rechnung zu tragen und neben jenen nach geometrischer Methode zu entwickelnden Wahrheiten der Vernunft auch diejenigen der Erfahrung oder der Thatsachen anzuerkennen. So stellt er die *vérités éternelles* (auch die geometrischen oder metaphysischen genannt) den *vérités de fait* gegenüber: die Erkenntniß der erstern geschieht a priori durch die Vernunft, die der letztern a posteriori durch die Sinnlichkeit. Das oberste Princip ist für die einen der Satz des Widerspruchs, für die andern derjenige des zureichenden Grundes.³⁸⁾

Ähnlich aber wie Platon statuiert Leibniz für diese beiden verschiedenen Erkenntnißweisen auch zwei verschiedene Bereiche ihrer Geltung und ihrer Gegenstände. Den Vernunftwahrheiten wohnt eine absolute Nothwendigkeit bei, wonach ihr Gegentheil völlig undenkbar ist, den thatfächlichen Wahrheiten dagegen nur eine relative, hypothetische und zufällige Nothwendigkeit, indem ihr Gegentheil denkbar wäre und ihre Thatfächlichkeit nur in jedem einzelnen Falle durch einen gleichfalls nicht absolut, sondern selbst wieder nur relativ nothwendigen

Grund bedingt ist: in etwas verschobenem Sinne fällt damit der Gegensatz der intelligiblen Welt der Substanzen und der sinnlichen Welt der Erscheinungen zusammen. Eine Ausgleichung dieses methodologischen Gegensatzes gewährt nun zunächst der Grundbegriff der Leibniz'schen Metaphysik, derjenige der Monade.³⁹⁾ Denn Leibniz geht von dem Princip aus, daß die Substanzen so gedacht werden müssen, daß aus ihrem Wesen ihre Erscheinung erklärt wird, daß daher das wesentliche Merkmal der Substanz die Kraft ist. Gegenüber dem Bestreben des Naturalismus, alle qualitativen Unterschiede auf quantitative zurückzuführen, macht er wieder den aristotelischen Begriff der Entelechie geltend und erklärt die räumlichen Eigenschaften und Verhältnisse der Dinge für ein phaenomenon bene fundatum, für eine sinnliche Erscheinung, welche in dem immateriellen Wesen der Substanz begründet sei. Die Substanz selbst ist deshalb immaterielle Kraft, ihre Thätigkeit besteht in der Vorstellung (*représentation*) und in der Tendenz, von einer Vorstellung zur andern fortzuschreiten. Diese vorstellenden Wesen nennt Leibniz mit einem theils bei Nikolaus Cusanus, theils bei Giordano Bruno bedeutsam verwendeten Terminus «Monaden».

Droht bei diesem Pluralismus der Substanzen die Welt in lauter voneinander unabhängige Einzelbinge um so mehr zu verfallen, als Leibniz den Begriff der Substanz so scharf faßt, daß er keine Einwirkung derselben auf einander zugestehen kann und das Geschehen als einen in jeder einzelnen Monade unabhängig von allen andern immanent in ihr allein sich abspielenden Proceß auffaßt, so hat er die Einheit der Welt durch den Gedanken zu wahren gesucht, daß der Vorstellungsinhalt aller dieser Monaden derselbe ist — nämlich das Univerfum selbst. Jede Monade ist Mikroskopium: sie «repräsentirt» in sich in ihrer Weise das ganze Universum. Da nun alles Geschehen in dem Entwicklungsproceß der Vorstellungen besteht und da der Gegenstand der Vorstellungen aller Monaden derselbe, nämlich die Welt selbst ist, so erklärt sich aus der stetigen Correspondenz, in der sich danach die Zustände der Monaden fortwährend untereinander befinden müssen, der Schein einer gegenseitigen Einwirkung derselben, wie ihn die sinnliche Erfahrung darbietet. Dies Verhältniß bezeichnet Leibniz mit dem Namen der prästabilirten Harmonie⁴⁰⁾, und er verwendet dasselbe in erster Linie, um das in der cartesianischen Schule viel umstrittene Problem

39) Vgl. R. Zimmermann, «Leibniz' Monadologie» (Wien 1847); derselbe, «Leibniz und Herbart» (Wien 1849); D. Schwab, «Ueber die Monadenlehre» (Lund 1863); ferner die Dissertationen von A. Reinhardt (Zena 1873), B. Benzler (Zena 1878), H. Ritter (Leiden 1882). 40) G. B. Biffinger, «De harmonia animi et corporis humani praestabilita» (Frankfurt 1723); H. C. W. Sigwart, «Die Leibniz'sche Lehre von der prästab. Harmonie in ihrem Zusammenhange mit frühern Philosophemen» (Tübingen 1842); G. E. Guhrauer, «Leibnitii doctrina de unione animae et corporis» (Berlin 1837); H. Sommer, «De doctrina, quam de harm. praest. L. proposuit» (Göttingen 1846).

36) Vgl. das oben in Bezug auf Boyneburg erwähnte «Specimen demonstrationum». 37) Vgl. hauptsächlich A. Trendelenburg im 3. Bande der «Historischen Beiträge zur Philosophie», S. 1 fg. 38) Vgl. F. B. Aret, «Leibniz' Logik» (Prag 1857).

des Zusammenhanges von Leib und Seele zu lösen. Das System der prästabilierten Harmonie setzt aber zunächst einen einheitlichen Grund für die Gemeinsamkeit des Vorstellungsinhalts sämtlicher Monaden voraus und findet denselben in der göttlichen Welterschöpfung: Gott ist es, der, indem er die Welt hervorrief, allen den sie zusammensetzenden Monaden den gleichen Inhalt, denjenigen seines eigenen Wesens mittheilte. Daß aber diese Harmonie sich erhält, setzt zweitens voraus, daß der Ablauf der Vorstellungen in allen Monaden von dem gleichen Anfangszustande her sich in derselben von Moment zu Moment durch den jeweilig vorhergehenden Zustand genau bestimmten und in ganzer Ausdehnung bedingten Weise vollzieht. Alles Geschehen in den Monaden kann nur deterministisch aufgefaßt werden: es verläuft mit mechanischer Nothwendigkeit. Aber indem es in diesem mechanischen Verlaufe zu den zweckmäßigen und harmonischen Gestaltungen führt, die die Erfahrung lehrt, ist eben dieser Mechanismus selbst der beste Beweis für seinen eigenen teleologischen Ursprung aus dem göttlichen Schöpfergedanken. Die deterministisch-mechanische Auffassung des Geschehens ordnet sich von selbst dem teleologischen Grundgedanken der Leibniz'schen Metaphysik unter: die prästabilierte Harmonie realisiert sich nur vermöge des durchaus determinirten Charakters, der allem Geschehen beizumohnt.

Ihrem Vorstellungsinhalt nach gleich, unterscheiden sich die Monaden untereinander nur durch den verschiedenen Grad von Vorstellungsintensität, d. h. nach Leibniz durch die verschiedene Klarheit und Deutlichkeit, mit der sie die Welt vorstellen. In der Urmonade und Centralmonade, der Gottheit, wird das ganze Universum stetig mit vollkommener Klarheit und Deutlichkeit vorgestellt; in den niedersten Monaden, welche das metaphysische Wesen derjenigen Erscheinungen ausmachen, die wir als Materie⁴¹⁾ bezeichnen, in den substantiellen Bestandtheilen der Körperwelt, wird dasselbe Universum nur unklar und verworren, d. h. mit dem niedrigsten, dem «unendlich kleinen» Grade von Bewußtseinsintensität oder unbewußt vorgestellt.⁴²⁾ In den zwischen diesen beiden Gegensätzen befindlichen Monaden, zu denen auch die menschliche gehört, zeigt sich eine Stufenleiter der Vollkommenheit je nach dem Umfange und dem Grade, in welchem bei den einzelnen Arten der Monaden die Welt eine klare und deutliche Repräsentation findet, und die Leibniz'sche Lehre entfaltet sich so nach dem Muster der großen Systeme des Alterthums als ein Entwicklungssystem, welches jedem einzelnen Typus der Wirklichkeit seine Stelle in einem sinnvoll bestimmten Ganzen anweist. Hinsichtlich der Naturphilosophie hat Leibniz vor seinen unmittelbaren Vorgängern, insbesondere vor Descartes,

dies voraus, daß er vermöge seiner Monadenlehre die metaphysische Substanz des Körpers von ihrer räumlichen Erscheinung, mit andern Worten den physischen von dem geometrischen Körper genau unterscheidet. Hieraus ergaben sich für ihn⁴³⁾ theils eine Aenderung in dem von Descartes formulirten Princip von der Erhaltung der Bewegung, bez. der Kraft⁴⁴⁾, theils sein Widerspruch gegen Newton's Lehre von der Anziehung in die Ferne: seiner Voraussetzung nach konnte Leibniz den Raum nicht als ein reales Substrat der Körperwelt, sondern nur als ein aus der ursprünglichen Kraftwirkung der Monaden hervorgehendes Phänomen ansehen. Größere Schwierigkeiten bereiteten ihm die organischen Wesen, indem das System der Monadologie eine Leitung oder Beeinflussung der den Leib constituirenden Substanzen durch die Seele als Centralmonade im eigentlichen Sinne nicht zuließ.⁴⁵⁾ Von den werthvollsten Folgen aber erwies sich die Monadologie auf dem Gebiete der Psychologie⁴⁶⁾ und für die damit zusammenhängenden Fragen der Erkenntnistheorie und Ethik. Die Mittelstellung der menschlichen Monade führte Leibniz dazu, die Entwicklung des seelischen Lebens als eine allmähliche Umsezung der unklaren und verworrenen Vorstellungen in klare und deutliche zu betrachten und dabei das aristotelische Grundverhältniß von Anlage und Verwirklichung (*δύναμις* und *ἐνέργεια*) in der glücklichsten Weise zu verwenden. Infolge dessen setzte er Sinnlichkeit und Vernunft in ein entwicklungsge- schichtliches Verhältniß der graduellen Differenz von Klarheit und Deutlichkeit. Die sinnliche Vorstellungswelt, mit der das Leben der menschlichen Monade beginnt und auf allen Punkten beginnen muß, enthält in unklarer und verworrener, deshalb zum Theil noch unbewußter Form denselben Inhalt, den die Vernunftserkenntnis in einen klaren und deutlichen Besitz der Seele erhoben hat. Diese Aneignung eines anfangs dunkeln Inhalts durch das helle Bewußtsein, diese Verwandlung des nur keimartig Vorhandenen in volle seelische Wirklichkeit bezeichnete er als Apperception. Erst durch die Anwendung dieses Princips auf den Erkenntnisproceß gelang Leibniz die volle Harmonisierung der dualistischen Elemente seiner Methodologie, in der er der rationalistischen und der empiristischen Theorie gleich gerecht werden wollte. Die durch die Sinneswahrnehmung gegebenen *vérités de fait* enthalten bereits in unklarer und verworrener Form eben dieselbe Wahrheit, welche der Verstand als *vérités éternelles* aus ihnen heraus sich zum gesonderten Bewußtsein bringen kann: und die *vérités éternelles* sind deshalb nicht als fertig

41) Diese Vorstellungen von unendlich kleiner Bewußtseinsintensität nennt Leibniz *petites perceptions*. Ihre Wichtigkeit für das ganze Lehrgebäude des Philosophen hat besonders einsichtig K. Fischer hervorgehoben. Vgl. hauptsächlich «Geschichte der neueren Philosophie», II², 555 fg. 42) Vgl. G. Hartenstein, «De materiae apud L. notione et ad monades relatione» (Leipzig 1846).

43) Ueber Leibniz' Naturphilosophie vgl. insbesondere die betreffenden Abschnitte bei J. Schaller («Geschichte der Naturphilosophie seit Bacon», Leipzig 1841) und E. Dühring («Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik», Berlin 1873), auch bei J. Baumann («Die Lehre von Raum, Zeit und Mathematik in der neuern Philosophie», Berlin 1868). 44) Vgl. J. Kant, «Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte» (Königsberg 1747); außerdem P. Harzer, «Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philosophie», 1882, S. 265 fg. 45) Vgl. K. W. Kahle, «L. vinculum substantiale» (Berlin 1839). 46) Vgl. Fr. Kirchner, «Leibniz' Psychologie» (Köthen 1876).

eingeborene Ideen und Besitzthümer der Seele zu betrachten, sondern es kommt ihnen nur das virtuelle Angeborensein zu, daß sie als Entwicklungsgesetze der seelischen Thätigkeit unbewußt schon in jeder sinnlichen Entfaltung derselben enthalten sind und nur nach dieser ihrer empirischen Anwendung durch die Reflexion appercipirt und damit in das klare und deutliche gesonderte Bewußtsein emporgehoben werden. Mit dieser genialen Theorie der «Nouveaux essais»⁴⁷⁾ schlichtete Leibniz den Streit über die sog. *ideae innatae*, den Locke gegen die Platoniker seiner Zeit⁴⁸⁾ geführt hatte⁴⁹⁾; er schuf dadurch die Möglichkeit, die später Kant realisiert hat⁵⁰⁾, daß die Erkenntnistheorie bei aller Anerkennung der sinnlichen Grundlagen, welche die psychologische Entwicklung des Wissens voraussetzt, den apriorischen Inhalt desselben um so ungehinderter erforschen konnte. Die harmonische Vollkommenheit der sinnlichen Vorstellung ist Schönheit⁵¹⁾; aber darüber hinaus ist die Bestimmung des menschlichen Geistes auf die «Aufklärung» gerichtet, die seine ursprünglich sinnlichen Vorstellungen in Vernunftbegriffe verwandelt und ihn dadurch zur Wahrheit und damit auch zur Güte führt. Denn getreu im Sinne des intellectualistischen Determinismus der antiken Ethik betrachtet Leibniz Wille und Handlung als eine Folgeerscheinung der Erkenntnis; aus den verworrenen und dunkeln Vorstellungen der Sinnlichkeit folgen die falschen Triebe, aus der klaren und deutlichen Vernunft-erkenntnis folgt das sittliche Handeln, in welchem sich das Streben nach Vollkommenheit so erfüllt, daß dadurch die wahre Glückseligkeit, die mit der Vollkommenheit eins ist, gewonnen wird.⁵²⁾ Freiheit ist daher für Leibniz keine psychologische Kategorie — als solche würde sie dem Determinismus der Monadenlehre widersprechen —, sondern eine ethische Werthbestimmung: frei ist der Mensch, insofern er der Vernunft, d. h. der klaren und deutlichen Erkenntnis gehorcht.⁵³⁾ Auch die gelegentlichen Bemerkungen

über die Principien der Rechtsphilosophie⁵⁴⁾ — hauptsächlich im Eingange des *Codex juris gentium diplomaticus* — zeigen einen Anschluß an die antike Auffassung, indem sie diese Disciplin in den allgemeinen Rahmen der Ethik als praktischer Philosophie hineinziehen, und ebenso gehen Leibniz' Definitionen der Gerechtigkeit und ihrer Arten im wesentlichen auf Aristoteles zurück.

In der Lehre von der höchsten Monade, der Gottheit, auf welche Leibniz seine Auffassung von den Funktionsverhältnissen der menschlichen Seele *via eminentiae* überträgt, vollzieht sich die letzte und bedeutsamste Synthese der Leibniz'schen Philosophie. Neben der auf der Offenbarung als einer *vérité de fait* beruhenden positiven Theologie verlangt er eine natürliche Religion als philosophische Gotteserkenntnis, die mit jener nicht in Streit, sondern in voller Uebereinstimmung sei. Aus diesem Gedanken ist in seiner Schule der theologische Rationalismus des 18. Jahrh. hervorgegangen, und unter den vielen conciliatorischen Bestrebungen des Philosophen hat ihm diese vielleicht am meisten am Herzen gelegen.⁵⁵⁾ Der wichtigste Theil seiner natürlichen Religion ist die «Theodicee».⁵⁶⁾ Da die Welt aus der Weisheit, Güte und Allmacht Gottes hervorgegangen ist, so folgt daraus von selbst, daß sie unter allen möglichen die beste ist, und Leibniz ist der erste, der den philosophischen Optimismus in aller Ausführlichkeit zu begründen versucht hat.⁵⁷⁾ Einerseits führte er die Gedanken der älteren Theodiceen aus, die nach ontologischen Principien nur das Gute und Vollkommene als wahrhaft seiend, das Böse dagegen und Unvollkommene nur als Negation des Seins, als nicht wahrhaft seiend darstellen. Andererseits aber vertieft er diese Untersuchung in die höchsten Principien seiner Metaphysik und Erkenntnislehre. Die Welt ist thatfächliche Wahrheit, sie könnte auch anders gedacht werden, sie ist eine unter zahllosen Möglichkeiten, und der zureichende Grund, weshalb sie allein unter diesen verwirklicht worden ist, besteht in dem göttlichen Willen, der vermöge seiner Güte die beste auserwählt hat, bei dieser Wahl aber an die Möglichkeiten gebunden war, welche ihm seine Weisheit, der göttliche Verstand, darbot. In den ewigen Wahrheiten desselben muß deshalb der Grund

47) Leibniz gab dieser Lehre einen prägnanten Ausdruck, indem er dem von Locke acceptirten scholastischen Satz *Nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu* hinzufügte: *nisi intellectus ipse*. 48) Nicht, wie man gewöhnlich meint, gegen die Cartesianer: vgl. G. Geil, «Ueber die Abhängigkeit Locke's von Descartes» (Straßburg 1887), S. 42 fg. 49) Vgl. R. Zimmermann, «Ueber Leibniz' Conceptualismus» (Wien 1854); G. Hartenstein, «Locke's Lehre von der menschlichen Erkenntnis in Vergleichung mit Leibniz' Kritik derselben» (Leipzig 1861, aus den «Abhandlungen der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissensch.»); ferner S. Turbiglio, «Analisi storica delle filosofie di Locke et di L.» (Turin 1867). 50) Schon in der Inauguraldissertation (vgl. oben), noch mehr in der «Kritik der reinen Vernunft». 51) Aus diesem von Leibniz nur gelegentlich angedeuteten Gedanken hat sich in der Wolff'schen Schule die Aesthetik als besondere philosophische Disciplin bei A. Baumgarten und seinem Schüler G. F. Meier entwickelt. Vgl. H. G. Meyer, «Leibniz und Baumgarten als Begründer der deutschen Aesthetik» (Halle 1874); J. Schmidt, «Leibniz und Baumgarten, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aesthetik» (Halle 1875), besonders aber G. Loze, «Geschichte der Aesthetik in Deutschland» (München 1868), S. 4 fg. 52) Vgl. R. R. Geijer, «Ueber die ersten Voraussetzungen der praktischen Philosophie nach Leibniz' Metaphysik» (Upsala 1876, schwedisch). 53) L. Brantigam, «Leibniz und Herbart über die Freiheit des menschlichen Willens» (Heidelberg 1882).

54) Vgl. R. Zimmermann, «Das Rechtsprincip bei Leibniz» (Wien 1852); A. Trendelenburg in den «Histor. Beiträgen zur Philosophie», Bd. 2. Vgl. auch G. Monet, «Rechtsphilosophisches aus Leibniz' ungedruckten Schriften» (Leipzig 1885). 55) A. Richter, «Die Theologie des Leibniz» (München 1869 fg.) und den betreffenden Abschnitt bei B. Pünjer, «Geschichte der christlichen Religionsphilosophie seit der Reformation», Bd. 1 (Braunschweig 1880) und bei D. Pfeleiderer, «Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage», Bd. 1 (2. Aufl., Berlin 1884). 56) Vgl. R. Bussenius, «Ueber die Theodicee des Leibniz» (Kofleben 1876) und die Literatur in der folgenden Anmerkung. 57) Vgl. F. Ch. Baumeister, «Historia doctrinae de optimo mundo» (Görlich 1741); G. Zellinek, «Die Weltanschauungen Leibniz' und Schopenhauer's, Studie über Optimismus und Pessimismus» (Wien 1872); D. Engler, «Darstellung und Kritik des Leibniz'schen Optimismus» (Zena 1883); G. W. Mayer, «Der Optimismus des Leibniz» (Zena 1886). — Gegen Leibniz und seinen Optimismus schrieb Voltaire seinen satirischen Roman «Candide».

dafür zu suchen sein, daß die Welt, obwol sie die beste unter den möglichen ist, dennoch mit allen jenen Unvollkommenheiten behaftet ist, die der Skepticismus (Bayle) gegen den Optimismus ins Feld führt. Leibniz findet diesen Grund im Begriffe der Endlichkeit. Eine Welt muß aus geschaffenen, d. h. endlichen Wesen bestehen: die endlichen Wesen aber sind unvollkommen, sie sündigen und müssen dafür leiden. So folgt aus dem metaphysischen Uebel das moralische und aus diesem das physische.

Mit Leibniz beginnt die beherrschende Stellung der deutschen Philosophie: seine Lehre inauguriert jene große Bewegung, welche gegen die Mitte des 19. Jahrh. mit Hegel, Herbart, Schopenhauer und Voße einen gewissen Abschluß gewonnen hat. Zunächst wurde Leibniz' Philosophie durch Christian Wolff in ein schulmäßiges System gebracht, in Lehrbüchern ausgearbeitet und fathederfähig gemacht; sie war in dieser Form die herrschende Philosophie auf Deutschlands protestantischen Universitäten, bis sie in dieser Stellung durch die Kant'sche abgelöst wurde. Aber auch die deutsche Popularphilosophie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. schöpft ihre Gedanken wesentlich aus Leibniz, und seine Lehre von der Individualität kam nicht nur in der Gefühlsphilosophie eines Hamann und Jacobi zur Geltung, sondern machte auch im weiteren Sinne des Worts zu seinen Schülern die reformatorischen Begründer unserer Literatur, einen Lessing und Herder. Die wahre Fortsetzung und Vertiefung jedoch der Leibniz'schen Philosophie ist die Lehre Kant's, wie dieser es selbst anerkannte, wenn er eben die «Kritik der reinen Vernunft», in der er das Schulsystem der Wolff'schen Metaphysik über den Haufen geworfen hatte, später⁵⁸) als die «wahre Apologie» von Leibniz gegen dessen Schüler bezeichnete. Auch im Auslande ist die Leibniz'sche Lehre zu verschiedenen Zeiten von großem Einflusse gewesen: in Frankreich wirkte sie besonders stark auf Robinet⁵⁹), später auf Maine de Biran und die ganze spiritualistische Schule; in Italien stand ihr besonders Mamiani, in Schweden Boström nahe. (W. Windelband.)

LEIBZUCHTSVERTRAG, Leibgedinge, Leibrentenvertrag. Die Absicht, sich oder dritten Personen eine lebenslängliche Versorgung durch Leistungen Anderer zu verschaffen, kann durch sehr verschiedene Rechtsgeschäfte ausgeführt werden. Dahin gehört namentlich die auf Grund eines Vertrags oder Gesetzes geschehene Bestellung eines Wittthums zum Unterhalte der überlebenden Ehefrau, und die Hingabe eines Werthobjectes an Dritte gegen die Verpflichtung zur Zahlung von lebenslänglichen Renten, oder zur leiblichen Verpflegung mit Darreichung von Alimentsmitteln, Gestattung der Wohnung und Ueberlassung des Nießbrauchs an einzelnen Grundstücken. Dieses letztere Geschäft bezeichnet man im allgemeinen als Leibzuchtsvertrag, Leibgedinge, contractus vi-

talitius, bei Gutsabtretungen als Ustentheil und Auszug; seine juristische Bedeutung kann aber nach der Mannichfaltigkeit der Verhältnisse sehr verschieden sein. Es kann zunächst ein reines Kaufgeschäft mit der Modification sein, daß ein Theil des Kaufpreises in der Verpflichtung zu Leistungen der genannten Art bestehe; es kann aber auch den Charakter einer donatio submodo annehmen. (L. 1. C. de donatt., quae sub modo, 8.55). Die Leibzuchtsbestellung bei der Uebertragung von Bauer- gütern insbesondere kann abgesehen von diesen Möglichkeiten unter besondern Umständen eine Gegenverpflichtung für den Vortheil einer verfrühten Erbnahme (successio anticipata) sein, bisweilen (und zwar namentlich wenn das Gut an Fremde gegen die Leibzuchtsverbindlichkeit abgetreten wird) auch auf einem dem römischen Rechte unbekanntem Pfründervertrage ohne die Wirkungen der sogenannten anticipirten Erbfolge beruhen. Die auf diese Weise bestellten Verbindlichkeiten sind an sich nicht nothwendig Reallasten; sie können aber deren Natur erlangen, wenn sie nach den Grundsätzen über die Entstehung derselben constituirt werden. Der Leibzuchtsvertrag kann endlich einen besondern Charakter dadurch erhalten, daß bei seiner Eingehung lediglich ein Gewinn durch eine Speculation beabsichtigt wurde, welche auf der muthmaßlichen Berechnung der Lebensdauer des Rentenempfängers beruht; dies ist der Leibrentenvertrag, d. h. ein Vertrag, vermöge dessen sich jemand verpflichtet, gegen Empfang einer Summe oder eines nach seinem Geldwerthe bestimmten Gegenstandes dem Geber oder einem Dritten eine lebenslängliche Jahresrente zu zahlen. Da die unsichere Berechnung der Lebensdauer des Rentenempfängers den Maßstab für die Größe des zu leistenden Werthes gewähren muß, und die Rente das gewöhnliche Zinsmaß übersteigt, so ist das Geschäft ein gewagtes, bei dem also von einer laesio enormis und ihren Wirkungen nicht die Rede sein kann. Das Kapital ist mit der Perfection des Vertrags verfallen, und der Rentenberechtigte ist nur noch Gläubiger auf den Betrag der Rente («Leibgut schwindet Hauptgut»), deren Forderung übrigens im Concourse keinen Vorzug genießt. Vorausgesetzt für jene Wirkung, daß der Rentenschuldner die Verpflichtung zur Zahlung der Leibrente nicht durch eine vorsätzliche Handlung (z. B. Tödtung des Rentengläubigers u. s. w.) aufhebe. Wird das Geschäft durch Eintreten einer hinzugefügten Resolutivbedingung aufgelöst, so wird das Hauptkapital gegen Erstattung des die gewöhnlichen Zinsen übersteigenden Mehrbetrages der empfangenen Renten zurückgezahlt. Die vorstehenden Grundsätze kommen jedoch nicht immer in dieser einfachen Gestalt zur Anwendung; sie sind oft in complicirtere factische Voraussetzungen verflochten. Dies ist zunächst der Fall bei der sogenannten Tontine, d. h. dem Geschäft, bei welchem mehrere sich in der Weise eine Leibrente bestellen, daß der Antheil der Verstorbenen den Ueberlebenden anwächst. Ferner bei den sogenannten Leibrentenanstalten, welche bei der großen Zahl der sich theilnehmenden Leibrentenkäufer auf einer der Einwirkung individueller Zufälligkeiten weniger ausgesetzten Basis beruhen; endlich bei den

58) Am Schlusse der Streitschrift gegen Eberhardt, «Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der Vernunft durch eine ältere entbehrlieh gemacht werden soll» (1790). 59) Vgl. R. Rosenfranz, «Studien zur Literaturgeschichte» (Leipzig 1875), S. 207 fg., und desselben Werk über Diderot (Leipzig 1866).